

November 1944

Der Weg, den sie vor sich hatten, war lang und beschwerlich, zwei Tage würde er sie kosten, aber sie waren jung und begeisterungsfähig, deshalb nahmen sie ihn gerne auf sich. Zu Pferde brachen sie auf, dann stiegen sie um aufs Auto, dann wieder aufs Pferd und wieder aufs Auto. Viele Brücken waren im Krieg zerstört worden. Wenn möglich, hatten die Dorfbewohner Bäume gefällt und nebeneinander über den Bach gelegt, damit Fuhrwerke und Autos darüber hinwegfahren konnten. Wo es solche Behelfsbrücken nicht gab, war man auf das Pferd angewiesen. Gelegentlich kam man sogar nur zu Fuß weiter.

Liri Belishova und ihre beiden Reisegefährten, Partisanen, Funktionäre der Kommunistischen Partei, traten die Reise von Berat nach Tirana in froher Stimmung an. Der Krieg war siegreich beendet, und eine wichtige Aufgabe führte sie nun in die Hauptstadt: der Einzug der neuen Regierung mußte vorbereitet werden.

Bei der Ankunft bot sich ihnen ein Bild der Verwüstung. Die Deutschen, die dabei waren, sich vom Balkan zurückzuziehen, hatten Tirana kampflos aufgegeben, allerdings war den Partisanen der Ersten Sturmbrigade dennoch der Angriff befohlen worden, weil man die Hauptstadt von albanischen Nationalisten „säubern“ wollte, die mit den Deutschen kollaboriert hatten. In der Elbasaner Straße, auf der Liri und ihre Gefährten in von Süden her in die Stadt gelangten, waren Partisanen noch dabei, Leichen auf Karren zu laden und wegzuschaffen.

Das Zentrum war völlig zerstört. Die vom Gründer der Stadt gestiftete Sulejman-Moschee lag in Schutt und Asche, und das Minarett der zweiten großen Moschee, benannt nach Ethem Bey, war auf halber Höhe wie abgeschnitten. Doch die Ruinen kümmerten sie nicht, schließlich hatten sie vor, eine neue Welt zu errichten.

Wenig später führte man sie zu Mehmet Shehu, dem Kommandeur der Ersten Sturmbrigade, einer der legendären Gestalten des Partisanenkampfs. Sie wunderten sich, daß der erfahrene Soldat und Spanienkämpfer, obwohl ein gutes Stück älter als sie und eine Berühmtheit, ihnen, den Vertretern der Partei, stehend Bericht erstattete.

Wie sich herausstellte, kannte er Liris Auftrag bereits. Sie sollte die Siegesfeier vorbereiten, vor allem aber einen geeigneten Ort ausfindig machen, an dem die Partisanenarmee mit ihrem Oberbefehlshaber an der Spitze vor der Bevölkerung vorbeiparadieren konnte.

Mehmet Shehu hatte sich auch bereits Gedanken um eine Frage gemacht, die Liri bis dahin gar nicht in den Sinn gekommen war. Man mußte entscheiden, wo der Oberkommandierende, nun Regierungschef, und die anderen Partisanenführer, seine Minister, wohnen sollten. Für Enver Hoxha hatte Mehmet Shehu bereits die Villa des Ingenieurs Belloti ausgesucht, einst Besitzer der größten italienischen Baufirma in Albanien. Die Nachbarvilla war für den Organisationssekretär und neuen Innenminister Koçi Xoxe vorgesehen, in die umliegenden Häuser sollten die übrigen Partei- und Staatsführer einziehen.

Das Stadtviertel, in dem sich die Häuser befanden, wurde Neu-Tirana genannt.

Seit Tirana 1920 Hauptstadt geworden war, hatte sich das Gesicht der Stadt stark verändert. Im Nordosten befand sich die Altstadt mit ihren engen, gewundenen Kopfsteinpflastergassen. Flache Lehmziegelhäuser inmitten ummauerter, mit vielen Bäumen bestandener Gärten und Moscheen bestimmten dort das Bild. Nach Süden hin begrenzte der Basar das Viertel. König Zogu hatte während seiner Regentschaft in den zwanziger und dreißiger Jahren das alte Zentrum aus der Gründerzeit unangetastet gelassen, sieht man von einem eher symbolischen Akt ab: der nach orientalischer Art mit Bögen geschmückte Spitze des Uhrturms war im Zeichen der Europäisierung des

Landes durch eine Dach im venezianischen Stil ersetzt worden. Südwestlich davon hatte er mit dem Bau des neuen Tirana begonnen. Bei der Ethem-Bey-Moschee am Alten Basar, jenseits des Skanderbeg-Platzes, entstanden im eklektizistischen Stil der zwanziger Jahre die Gebäude, in denen seine Regierung untergebracht wurde.

Den Plänen des Königs wurden die Projekte der faschistischen Besatzungszeit gleichsam aufgepfropft. Im städtebaulichen Konzept der Italiener spielte das alte Tirana keine Rolle mehr. Das Stadtbild dominieren sollte die faschistische Architektur mit ihren säulenbewehrten, quaderförmigen Klötzen an breiten, geraden Straßen. Bei der Kapitulation im Jahr 1943 war vieles noch unvollendet, doch immerhin hatte Neu-Tirana eine klar erkennbare Struktur gewonnen. Der mehr als einen Kilometer lange große Boulevard, der vom Skanderbeg-Platz aus kerzengerade nach Süden verlief, schnitt die Stadt in zwei Hälften. Diese Prachtstraße paßte überhaupt nicht in das große Dorf Tirana mit seinen damals gerade sechzigtausend Einwohnern. Hinter der baulichen Gigantomanie steckte Mussolinis größenwahnsinnige Idee, das römische Reich der Antike wiederherzustellen, einschließlich der albanischen Gebiete. Die Erfindung des Flugzeugs der Architektur neue Perspektiven eröffnet. Von der Luft aus sollte sich das Herz von Tirana, der Hauptstadt der dem Reich frisch einverleibten Provinz, als Liktorenbündel darstellen. Die stumpfe Seite des Beils bildeten drei Gebäude am südlichen Ende des Boulevards, die *Casa del Fascio*, die *Opera dopolavoro albaneze* und der Komplex des *Gioventu del Litorio Albaneze*, alle im typisch faschistischen Stil erbaut, mit viel weißem Marmor und gewaltigen Säulengängen. Das beim Abzug der Italiener noch nicht ganz fertiggestellte Fußballstadion stellte die Klinge des Beils dar, der *Viale dell Impero* genannte Boulevard dessen in Ruten gehüllten Stil.

Die von Mehmet Shehu ausgesuchten Villen gehörten zu einem Viertel, das wie ganz Neu-Tirana in europäischer Architektur aus Beton und Backstein erbaut war. Es befand sich am

Kopfende des Boulevards, zwecks besserer Erkennbarkeit des Liktorenbündels aus der Vogelperspektive durch einen Streifen Grün von diesem getrennt. Die Villen hatten Familien aus der Oberschicht des Landes gehört und waren teils schon unter König Zogu entstanden, teils in der italienischen Besatzungszeit wie die Belloti-Villa, die aus dem Jahr 1940 stammte. Das Villenviertel war größtenteils von Ausländern bewohnt worden. In der Umgebung hatte man Unterkünfte für italienische Verwaltungsbeamte und Offiziere der Besatzungsarmee gebaut, die von der Bevölkerung Tiranas mit Namen wie „Wohnblock der Pioniere“ oder „Wohnblock der Luftwaffe“ belegt worden waren.

Die Stützpunkte der kommunistischen Partei hatten sich vor allem in der Altstadt von Tirana mit ihren unübersichtlichen Gassen befunden, in die sich die Herrscher aus Neu-Tirana nicht gerne hineinwagten. In einem der bescheidenen Lehmhäuser war sie gegründet worden. Doch nun, an die Macht gelangt, hatten ihre Führer höhere Ansprüche, deshalb besorgte ihnen Mehmet Shehu Residenzen in Neu-Tirana, wo sich die schönsten Villen befanden. Die meisten standen zudem noch leer. Schließlich hatte man nicht nur für die Befreiung des Landes von den italienischen Faschisten und deutschen Nazis gekämpft, sondern auch für den revolutionären Sturz der Bourgeoisie, zu der die ursprünglichen Besitzer der fraglichen Villen gehörten. Einige von ihnen hatten ihren Niedergang bereits 1939, nach der Flucht von König Zogu, erlebt, für den Rest begann er mit dem Abzug der italienischen beziehungsweise deutschen Besatzungstruppen. Wer es nicht schaffte, das Land zu verlassen, den erwarteten Sondersteuern, Enteignung und Internierung. Für Mehmet Shehu und seine Genossen war das Bürgertum endgültig dem Untergang geweiht, das Proletariat, die Söhne und Töchter des Volkes würden von nun an das Land regieren. Das Haus, das er für sich selbst aussuchte, hatte einst König Zogus Ministerpräsidenten gehört. Vielleicht drückte sich

darin bereits ein bestimmter Anspruch aus, immerhin wurde Shehu 1951 tatsächlich zum Regierungschef ernannt.

So entstand der „Block“, eine Ansammlung von rund zwanzig Villen auf einem mehrere Hektar großen Areal mit Gärten und Parks. Er blieb fünfundvierzig Jahre lang Wohnstatt der kommunistischen Führer.

Februar 1991

Nach einer heftigen Straßenschlacht zwischen der Polizei und der riesigen Menschenmasse, die aus allen Richtungen, vor allem aber aus der Altstadt von Tirana auf den Skanderbeg-Platz strömte, fiel das neun Meter hohe Standbild Enver Hoxhas schließlich in die Hand der aufrührerischen Menge. Die letzten Polizisten am Sockel des Denkmals gaben den hoffnungslosen Kampf auf. Jemand kletterte an der Statue hoch und legte dem Diktator eine Seilschlinge um den Hals, unten begann man zu ziehen, zog (entsprechend den Gefühlen, welche die Menschen bewegten) immer heftiger, und schließlich stürzte das monströse Denkmal krachend zur Boden.

Ein Lastwagen bahnte sich seinen Weg durch das Gedränge. Man befestigte das Seil an dem Haken unter der Ladefläche, der Lastwagen ruckte an und schleppte das gestürzte Monument hinter sich her durch die Straßen der Stadt, wobei es mit Steinen beworfen, bepinkelt und endlich in Stücke geschlagen wurde. Der in fünfundvierzig Jahren angestaute Haß hatte sich jäh entladen.

Am folgenden Tag versammelte sich die Menschenmenge erneut auf dem Hauptplatz der Stadt. Am anderen Ende des Boulevards, bei der Schneide des Beils, fuhren Panzer auf. Spitzel meldeten aufgeregt, die Masse habe die Absicht, den Block zu stürmen. In der Offiziersschule machten sich die Kadetten bereit, Enver Hoxha zu rächen. Ein Blutvergießen drohte. Doch die Bürger von Tirana wollten sich nicht davon abbringen las-

sen, das am Vortag begonnene Werk zu Ende zu führen. Als die Panzer den halben Weg zurückgelegt hatten, verließ die Menschenmenge den Platz ihnen entgegen, den Boulevard hinunter, dorthin, wo sich der Block befand.

Jemand gelang es (in guter oder böser Absicht), sie aufzuhalten. Eilig flüchteten die meisten der Führer mit ihren Familien aus ihrem abgesperrten Wohnbezirk, der nun nicht mehr Zentrum der Macht, sondern des Hasses der Bürger war. Unter den Flüchtenden befand sich auch Nexhmije Hoxha. Die Fahrer hatten Befehl, die Witwe des Diktators mit Kindern und Enkeln in ein Sommerhaus in den Bergen zu bringen. Enver Hoxhas Söhne saßen zusammengekauert vor den Sitzen auf dem Boden des Autos, um von der Menge nicht erkannt zu werden. Dies war der endgültige Abschied der Hoxha-Sippe von dem Ort, der als ihr ewiger Herrnsitz gedacht gewesen war.

Der Block hatte aufgehört, zu existieren.

Ein merkwürdiger Mord

Im ersten Jahr der Existenz des Blocks hatte es nur einen Wachposten vor jeder Haustür gegeben. Auf den Gehsteigen vor den Villen konnten die Menschen ungehindert passieren. Aber das blieb nicht lange so.

Es läßt sich nicht mehr ganz genau feststellen, wann der Block zum Sperrbezirk erklärt wurde. Das Datum ist nirgends vermerkt. In ihrem Buch *Mein Leben mit Enver* behauptet die Witwe des Diktators, ein merkwürdiger Mord habe Anlaß für diese Maßnahme gegeben.

„Es muß an einem arbeitsfreien Tag gewesen sein“, schreibt sie, „denn ich machte mich gegen zehn Uhr auf den Weg zum Haus von Mehmet Shehu, um der Familie einen Besuch abzustatten.“ Vor dem Eingang sei Shehus Dienstwagen mit dem Fahrer hinter dem Steuer gestanden, und neben dem Auto habe der Leibwächter gewartet, „ein tüchtiger Junge, ehemaliger Partisan“. Auf dem Weg durch den Vorgarten habe sie hinter

sich „Schüsse aus einer automatischen Pistole“ gehört, sich erschrocken umgedreht und den Chauffeur mit auf die Brust gesunkenem Kopf ans Eisentor gelehnt dasitzen sehen. Im gleichen Augenblick sei auch schon Mehmet Shehu die Treppe herabgestürmt gekommen. „Halt, bleib drinnen“, habe sie ihm zugerufen, „dein Fahrer ist gerade getötet worden ...“

Angeblich war eine spöttische Bemerkung des Chauffeurs über die neue Pistole des Leibwächters der Grund für den Vorfall gewesen („Such dir lieber endlich eine Frau, als dauernd mit Waffen herumzuspielen.“) In seinem Zorn hatte der Gekränkte das ganze Magazin leergeschossen.

Möglicherweise gibt es im Archiv des Innenministeriums ein Dokument, aus dem hervorgeht, daß die Abschottung des Blocks das geschilderte Ereignis zur Ursache hat, doch ist man bisher offensichtlich noch nicht tief genug in der Chronik des Kommunismus gegraben, um es zu finden.

Es läßt sich auch nicht mehr feststellen, woher die bis heute gebräuchliche Bezeichnung für das Viertel stammt – „Block der Führer“ oder kurz „Block“ – und wer sie ihm verliehen hat, die dort Residierenden selbst oder die Bürger der Stadt. Möglicherweise war der Grund dafür, daß es sich um eine regelmäßig (blockförmig) angelegte, von geraden Straßen begrenzte Gruppe von Wohnhäusern handelte. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Volksmund sich von den zahlreichen Kontrollstellen – albanisch „postbllok“ – inspirieren ließ, die das Sperrgebiet rings umgaben. Ihre eigenen Stadtteile bezeichneten die Bürger Tiranas mit dem aus türkischen Zeiten stammenden Wort „mëhallë“, das einen weitaus freundlicheren Klang hatte als „Block“. Ein „mëhallë“ ist ein nicht scharf vom Nachbarviertel abgrenzbares Gebiet, in dem das Leben pulsiert, während man bei dem Wort „Block“ unwillkürlich an einen abweisenden Quader aus Stein denkt, der keine Annäherung duldet. Man könnte es als einen Ausdruck stillen Widerstands verstehen, daß die Bevölkerung Tiranas der Wohngegend der Führungsschicht die Bezeichnung „mëhallë“ verweigerte. So wie sie die das Ruten-

bündel symbolisierende Prachtstraße von Anfang an nur als *der Boulevard* bezeichnete, anstatt die offiziellen Namen *Via dell Impero* oder später *Allee der Helden der Nation* zu gebrauchen.

Festung ohne Mauern

In den fünfziger Jahren wurde an der Ostflanke des Blocks, also zum Boulevard hin, in stalinistisch-neoklassizistischem Stil der neue Sitz des Zentralkomitees errichtet, in dem die Büros von Enver Hoxha und den anderen dort wohnenden Politbüromitgliedern untergebracht waren.

Das u-förmige Gebäude diente dazu, den Block von der Stadt abzuschirmen, war aber zugleich organischer Bestandteil des Sperrbezirks, verbotenes Territorium. Ein Stück davon entfernt, ebenfalls am Boulevard, entstanden die sowjetische Botschaft samt den „Wohnblocks der Sowjets“, in denen das Botschaftspersonal untergebracht wurde. Das Likatorenbündel wurde dadurch unkenntlich, zumal in der Nähe auch noch eine Kaserne der „Garde“ gebaut wurde, der Truppeneinheit, die für die Bewachung der Partei- und Staatsführung sowie der wichtigsten Dienstgebäude zuständig war. In den Gebäuden aus italienischer Zeit am Rand des Blocks sowie den dort errichteten Neubauten wohnten hohe Funktionäre. Auf diese Weise wurde der gesamte Stadtteil wieder zur „Sicherheitszone“, wie er es bereits unter Königs Zogu und den Italienern gewesen war. Der Block war gewissermaßen ihr Herz, eine Festung ohne Mauern mitten in der Stadt. Den Mittelpunkt des Blocks wiederum bildete das Grundstück mit der Villa des Ersten Sekretärs der Partei der Arbeit Albaniens, wie Enver Hoxhas offizielle Amtsbezeichnung lautete. Darum herum waren konzentrisch die anderen Führervillen angeordnet. Je näher an der zentralen Parzelle sich das Haus des Betroffenen befand, desto höher durfte er sich in der Hierarchie wähen.

Der Block durfte nur von den Führern selbst und ihren Angehörigen sowie dem dort beschäftigten Personal betreten wer-

den, für normale Bürger war er absolut tabu, terra incognita, gleichsam ein schwarzes Loch, das sie mit ihrer Phantasie füllten. Man vermutete dort ein Paradies auf Erden mit Schwimmbädern, hängenden Gärten und bunten Blumen überall, in dem Götter lebten, die eines Sterblichen Auge nie zu sehen bekam. Die Normalbürger mußten sich mit dem Anblick der schwarzen Luxuskarossen mit verhängten Fenstern begnügen, die dort ein und aus fuhren – bis in die sechziger Jahre hinein dicke russische SIM, ab da Mercedes-Limousinen der Oberklasse. Die Gesichter der Passagiere kannte man nur von den riesigen Plakaten, die an manchen Amtsgebäuden aufgehängt waren, aus Dokumentarfilmen und Fernsehberichten. Allenfalls am 1. Mai oder am Nationalfeiertag im November konnten die Bürger Tiranias einen Blick auf die Originale werfen, wenn sie als werktätiges Volk auf dem Boulevard jubelnd an ihnen vorbeidefiliierten.

Jene, die einst dazu aufgerufen hatten, eine große Familie von Gleichen zu gründen, präsentierten sich nun als Familie von Abgehobenen und Abgeschotteten. Metaphorisch ausgedrückt, stand der Block zum Rest der Stadt im gleichen Verhältnis wie die Despotie zur Gleichheit. Was sich in der „verbotenen Stadt“ abspielte, erfuhren die „Gleichen“ nur vom Hörensagen, zum Beispiel, daß wieder eine der Villen über Nacht den Bewohner gewechselt hatte, weil der bisherige überraschend zum Feind erklärt worden war, oder daß der Diktator neben seiner eigenen Villa noch zwei andere Häuser für seine Kinder hatte errichten lassen, oder daß Mehmet Shehu sein Haus mit Anbauten versehen hatte, die in ihrer Prächtigkeit angeblich sogar Enver Hoxhas Neid weckten. Aber nichts davon bekam man je zu Gesicht, die Bilder erblühten um so reicher in der Phantasie der Menschen, je mehr sie selbst untereinander in Armut gleich wurden.

Stumme Villen

Als der Block 1991 der Bevölkerung zugänglich gemacht wurde, hielten die Menschen Ausschau nach dem, was fünfundvierzig Jahre lang ihre Vorstellungskraft beschäftigt hatte. Die Neugier war vor allem deshalb so groß, weil man die Quelle all des Übels suchte, in dem das Land versunken war. Was die Menschen vorfanden, waren stattliche, sauber verputzte und hübsch getünchte Häuser, deren Fenster sämtlich mit Rolläden versehen waren. Auf den Dächern blitzten die Ziegel, zwischen grünen Sträuchern und Blumenrabatten plätscherten Springbrunnen, und alles sah so friedlich aus. Sie versuchten, etwas zu entdecken von den Intrigen, die einem Großteil der Bewohner dieser schönen Häuser das Leben gekostet hatten. Rückwärts durchforschten sie ein halbes Jahrhundert ihrer Geschichte: beim letzten Bewohner beginnend, ging man alle seine Vorgänger durch, von denen man sich an die meisten nur noch verschwommen erinnerte, und manche hatte man schon ganz vergessen. Nur eines stand fest: der größte Teil von ihnen war gewaltsam aus dem Leben geschieden.

Am düstersten wirkte die Villa jenes Mannes, der das Viertel zur Wohnstätte der Führung bestimmt hatte. Im Dezember 1981 kehrte Mehmet Shehu von einer Politbürositzung, auf der man ihn des Abwechlerturns bezichtigt hatte, nach Hause zurück, stieg schweigend in sein Arbeitszimmer hinauf, wo er den Diktator in einem langen Rechtfertigungsbrief seiner ewigen Treue versicherte. Dann schrieb er einen viel kürzeren Abschiedsbrief an seine Familie, ehe er sich erschöß.

In den Abendnachrichten des folgenden Tages wurde gemeldet, der Ministerpräsident habe im Zustand des Kontrollverlusts infolge eines Nervenzusammenbruchs Selbstmord begangen. Doch eigentlich begann die Tragödie damit erst. Der Diktator erklärte sämtliche Familienangehörigen des Toten wie diesen selbst zu „Multiagenten“, die gleichzeitig mehreren feindlichen Staaten gedient hätten. Der älteste Sohn brachte sich um, in-

dem er spannungsführende Teile eines Fernsehapparates berührte. Die Ehefrau kam wie die beiden anderen Söhne ins Gefängnis, wo sie starb.

Von außen konnten war der Villa nicht anzusehen, ob Mehmet Shehu darin wirklich Selbstmord begangen hatte oder umgebracht worden war, wie die Leute eher zu vermuten geneigt waren. Es hieß, der ehemalige Ministerpräsident habe vor seinem Tod einem engen Mitarbeiter anvertraut, Gefahr drohe ihm „von der Hintertür her“. Dort befand sich Enver Hoxhas Haus, und es wurde sogar von einem die beiden Gebäude verbindenden Geheimgang gemunkelt, durch den der kurze Zeit später selbst hingerichtete Innenminister Kadri Hazbiu zu Shehu vorgezogen sei, um ihn zu ermorden.

Die beiden waren die letzten hohen Funktionäre aus dem Block, deren Karriere tödlich endete. Vor ihnen waren bereits viele andere zu Verrätern, Verschwörern, Partei- und Volksfeinden erklärt und bis ans Ende ihrer Tage ins Gefängnis gesteckt worden, wenn man sie nicht gleich liquidiert hatte. Rein räumlich gesehen, entsprach der Block nicht den Vorstellungen der Leute, er war viel kleiner, als sie ihn sich vorgestellt hatten. Dies mochte daran liegen, daß die Zahl der hingerichteten Partei- und Staatsführer die Zahl der von ihnen einmal bewohnten Villen weit überschritt. Man hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, gerne eine der Villen gefragt, ob die Nachbwohner eines Hingerichteten sich darin wirklich wohl gefühlt hatten, wie sie mit der Angst fertig geworden waren, ihm eventuell auch noch ins Grab nachzufolgen. Die von außen so harmlos wirkenden Villen gaben keine Auskunft, sie blieben stumm.

Die Villa des Diktators

Nur in der Villa des Diktators hatte sich solche Dramen nie abgespielt. Es handelte sich dabei nicht um ein einziges Gebäude, sondern einen ganzen Komplex. In den sechziger Jahren hatte man die zur Zeit des Faschismus im neoklassizistischen Stil er-

richtete Belloti-Villa mit ihrer Säulenfassade war mit einem großen Anbau versehen, in dem Enver Hoxha seine Wohnräume und, wie es hieß, sogar eine Art privater Klinik hatte. Gleich dahinter erhob sich seit den siebziger Jahren ein wuchtiger, etwas moderner wirkender dreistöckiger Bau mit großen Fensterfronten, in dem die verheiratete Ableger des Diktators wohnten. Parallel zum Anwachsen des Kults um den Hauptbewohner wurde der Baukomplex durch Erweiterungen immer monströser. Um Platz für eine parkartigen Gartenanlage zu schaffen, waren ringsum mehrere Villen abgerissen worden, so daß Hoxhas Anwesen am Ende fast ein Drittel der gesamten Fläche des Blocks einnahm.

Auf allen vier Seiten wurde das Grundstück von Straßen begrenzt. Eine von Spazierwegen durchzogene Grünanlage mit hohen Bäumen, Ziersträuchern und einem Springbrunnen gegenüber der alten Belloti-Villa sorgte dafür, daß die Ruhe des Diktators von dieser Seite her nicht gestört wurde. An der Ostseite gab es jenseits der Straße einen Tennisplatz, dessen hoher Zaun mit Kletterpflanzen überwuchert war. Auf der Westseite befand sich eine weitere Grünfläche. In das Haus der Kinder gelangte man von der Nordseite des Anwesens her, wobei man vom Gartentor bis zum Hauseingang noch ein ordentliches Stück zurückzulegen hatte.

Dieser Block im Block erreichte sein endgültiges Ausmaß in den siebziger Jahren, als sich der Diktator auf dem Höhepunkt seiner Macht, aber auch der Angst vor dem Tod befand.

Dezember 1973, der Infarkt

Wer bis zu den siebziger Jahren der Eliminierung entgangen war, durfte zu jenen gezählt werden, die Enver Hoxha bei der Ausschaltung potentieller Rivalen unterstützt, seinen Bruch mit Tito, Chruschtschow und schließlich auch Mao gutgeheißen, ihn in seiner Überzeugung, der einzig würdige Führer der Weltrevolution zu sein, bestärkt, gemeinsam mit ihm das Rauchen auf-

gegeben und unablässig beteuert hatten, nötigenfalls ohne zu Zögern ihr Leben für ihn hinzugeben.

Daß es einen guten Teil von ihnen trotzdem noch erwischte, hatte wahrscheinlich mit des Diktators erstem Herzinfarkt zu tun. Im Dezember 1973 setzte der Herzschlag des schwer an Diabetes Leidenden zeitweise aus, und mehrere Tage lang lag er im Koma. Die gesamte Führung war Tag und Nacht um ihn versammelt. Man ließ nichts unversucht, ihn ins Leben zurück-zuholen.

Dann erwachte er aus seinem Todesschlaf und sah die ganze Schar jener vor sich, die ihm auf dem Weg ins Reich der Finsternis die Gefolgschaft verweigert hatten. Überdies war seiner Gattin aufgefallen, daß hinter der Maske scheinheiliger Sorge bei so manchem potentiellen Nachfolger die Augen gierig gefunktelt hatten.

An Verfolgungswahn litt er nicht erst seit diesem Tag. Als ihm einmal Insulin einer anderen Marke als der gewohnten verabreicht worden war, hatte ihn ein leichtes Brennen dazu veranlaßt, laut loszubrüllen: „Ihr wollt mich wohl umbringen?“ Unverzüglich wurde jemand mit dem Regierungsflugzeug losgeschickt, um in Neapel das vertraute Medikament zu besorgen und ihn so wieder zu beschwichtigen.

Nun war er dem Tod im letzten Augenblick noch einmal von der Schippe gesprungen, und natürlich galt es, die Urheber der gescheiterten Verschwörung, so wie sie um sein Bett versammelt gewesen waren, gebührend zu bestrafen.

Mehmet Shehu scheint die drohende Gefahr als erster erkannt zu haben. Um sich selber aus der Schußlinie zu bringen, denunzierte er den Verteidigungsminister beim Diktator. Dieser verfechte die dubiose These, einem Angriff der NATO oder des Warschauer Pakts müsse mit den Mitteln des Partisanenkriegs begegnet werden. Dem Feind die Städte überlassen? Sind wir nicht Manns genug, ihm frontal entgegenzutreten? Das sind Verräter, Meuterer!

Der Verteidigungsminister, sein Stellvertreter und der Stabschef der Armee wurden erschossen, Albanien zur Abwehr der NATO und anderer möglicher Angreifer mit siebenhunderttausend pilzförmigen Betonbunkern überzogen. Dem Block gingen einige Villen verloren, wodurch der seine Spaziergänge liebende Diktator an Auslauf und überdies an Sicherheit dazugewann. Die Säuberungen nahmen kein Ende. Nach den Militärs kamen die „Wirtschaftssaboteure“ an die Reihe. Ministerpräsident Mehmet Shehu und Innenminister Kadri Hazbiu engagierten sich heftig bei ihrer Verfolgung und Aburteilung, ohne damit am Ende die eigenen Köpfe retten zu können, denn Enver Hoxha hielt sie für die wahren Hintermänner der Verschwörung.

Mehrere Villen erhielten neue Bewohner, deren Augenmerk fortan nichts anderem mehr galt, als dem einzigen legitimen Bürger des Blocks nicht in die Quere zu kommen, was insbesondere hieß, alles zu vermeiden, was einen mit den Gespenstern der eliminierten „Feinde“ in Beziehung bringen konnte, die Hoxha mit dem Beginn der abendlichen Dämmerung überall herumflattern sah.

Sommer 2005, Schlaflosigkeit

Der Nachtclub Buddha Bar öffnet um 17 Uhr. Am Eingang begrüßen zwei bullig gebaute Türsteher höflich die Gäste, denen bei ihrem Anblick trotzdem nicht wohl in ihrer Haut ist. Drinnen fällt gedämpftes Licht auf weiche Polster und zahlreiche, über den ganzen Raum verteilte Buddhastatuen. Aus versteckten Lautsprechern rieselt leise orientalische Musik. Die Gäste laben sich an so edlen wie teuren ausländischen Alkoholika. Gin Tonic ist gerade große Mode.

Gleich neben der Buddha Bar befindet sich, gleichfalls zur Zerstreuung reicher Menschen, die mit Schlaflosigkeit zu kämpfen haben, die Bar Insomnie. Außer vielen lauschigen Nischen gibt es dort über der Theke einen großen Flachbildschirm, auf dem Schwarzweißfilme aus den zwanziger Jahren laufen, aller-

dings mehr zur Abrundung des Dekors als zur Unterhaltung. Natürlich besitzt auch die Bar Insomnie zwei Türsteher.

Beide Lokale sind im ersten Obergeschoß eines zehnstöckigen Hochhauses untergebracht. Im ebenso hohen Hochhaus daneben befindet sich das Grand Hotel. Seine Bar und sein Restaurant werden vorwiegend von potenten Businessleuten frequentiert, die hier geschäftliche Vereinbarungen zu besiegeln pflegen. Türsteher gibt es vor dem Grand Hotel nicht, doch um sich Einlaß zu verschaffen, benötigt man einen Mitgliedsausweis mit Magnetstreifen, der in einen elektronischen Leser neben der gläsernen Pforte eingeführt werden muß.

Nehmen wir einmal an, der Diktator Enver Hoxha würde aus dem ewigen Schlaf erwachen, zu dem er sich am 11. April 1985 niedergelegt hat. Sein erster Blick aus dem Schlaf- und Sterbezimmerfenster würde auf die Buddha Bar, die Bar Insomnie und das Grand Hotel fallen, die sich genau dort befinden, wo ihm einst der mit Tannen und Pinien bestandene Park Schutz vor aus südlicher Richtung drohenden Störungen gewährte. Welch ein Schock! Wer wagte es da, ihm zehnstöckige Gebäude mit Dutzenden von Fenstern vor die Nase zu setzen, von denen aus man jede seiner Regungen überwachen und mittels Scharfschützen in jedem Augenblick sein Leben gefährden konnte.

Das kann nur ein Alptraum sein, sagt er sich, aber besser schlecht träumen als für immer tot sein. Aber er muß unbedingt herausfinden, wer die Dreistigkeit besessen hat, seinen finalen Plan, den Block durch Entvölkerung und Abriß der restlichen Villen in eine einzige private Grünanlage zu verwandeln, zu durchkreuzen. Beim Verlassen des Hauses erlebt er die zweite böse Überraschung. Die ganze Straße ist mit Autos zugeparkt. Früher hat sich kein Mensch hierhergewagt. Er starrt auf all die Daimlers, Volkswägen, Citroens, Range Rovers, Fiats, Renaults, Jaguars, BMWs und Volvos, die ohne jede Hierarchie am Trottoir abgestellt sind, uralte Fahrzeuge neben nagelneuen, Luxuskarossen neben Kleinwagen. Auf der anderen Straßenseite

müßte sich eigentlich der Eingang zum Park befinden, aber statt dessen gelangt er vor die gläserne Drehtür des Grand Hotels, die sich nicht öffnen läßt. Der Empfangschef an der Rezeption bedeutet ihm durch Gesten, die er allerdings nicht versteht, die Karte mit dem Magnetstreifen in den Leser einzuführen.

Er gibt auf und wendet sich in die Richtung, in der sich Mehrets Villa befindet. Warum kann ich mir bloß nicht abgewöhnen, von „Mehrets Villa“ zu sprechen? Korrekterweise müßte es „Parteivilla Nr. 30“ heißen. Aber sie ist sowieso nirgends zu entdecken, lauter Wolkenkratzer schauen auf ihn herab. Vor den Eingängen stehen Wachposten. Gut, aber warum tragen sie nicht die Uniform der Garde? Und was soll das bedeuten: eine „American Bank of Albania“ mitten im Block! Ausgerechnet die Amerikaner! Unglaublich! Immerhin läßt ihn der Wächter herein. Er geht die Treppe zum ersten Stock hinauf. Schreckliche Bilder in grellen Farben hängen an den Wänden. Oben landet er in einem großen Raum, in dem ein Dutzend junger Herren und Damen hinter Schaltern sitzen und gegen Quittung Bargeld entgegennehmen, ganz offenbar in ausländischer Währung. Erschüttert folgt er einem Kunden im blauen Anzug, der soeben einen verschlossenen Umschlag entgegengenommen hat, auf die Terrasse einer Bar im Erdgeschoß des Nebengebäudes. Café Rio. Daran schließt sich die Terrasse der Bar QVO Vadis an. Quo vadis. Hieß so nicht ein verbotenes Buch? Was ist das nur für ein irrer Traum? Der Bankkunde am Nebentisch reißt den Umschlag der auf und beginnt mit einer Münze auf dem Stück Papier herumzurubbeln, das sich darin befunden hat. Keine Frage, ein CIA-Agent!

Eine kleine Bettlerin aus dem Volk der Roma in rosa Unterhemd, lila Hosen und himmelblauen Plastiksandalen tritt an seinen Tisch, lehnt sich dagegen und starrt ihn wortlos, aber mit geöffneter Hand an. Das ist ja unerträglich! Hat man seinen Befehl, alle Bettler aus dem Stadtbild zu vertreiben, immer

noch nicht ausgeführt? Und dann auch noch ein Kind mit rot lackierten Fingernägeln!

Wie alt bist du? Acht. Wo wohnst du? Beim Kombinat. Hast du Eltern? Ja. Was arbeitet deine Mutter? Sie kehrt nachts die Straße. Und dein Vater? Der ist bei der Müllabfuhr. Hast du Geschwister? Nur eine kleine Schwester. Wer paßt auf sie auf? Mami, und wenn die nachts arbeiten geht, schläft sie bei mir im Bett. Und wo steht dein Bett? In einer Baracke. Gehst du in die Schule? Nein. Kannst du lesen und schreiben? Nein, ich kann bloß Geld zählen. Und warum gehst du nicht in die Schule? Ich habe keine Lust. Und deine Freunde, gehen die in die Schule? Ich habe keine Freunde. Warum nicht? Mami erlaubt nicht, daß ich mit anderen Kindern zusammen bin? Weshalb nicht? Weil die mir bloß das Geld stehlen.

Bettelnde Kinder in Albanien, denkt er, als er aufsteht, das kann wirklich nur ein Traum sein. Er will endlich zu dem Springbrunnen im Park, aber die zehnstöckigen Hochhäuser versperren ihm den Weg. Der Park muß dahinter sein. Er sucht weiter nach dem Eingang, doch es gibt nur Betonmauern und Schaufenster mit merkwürdigen Aufschriften: Albanian Airlines, Club Davidoff, Fast Food Tavernetta, Planet Bar & Pizzeria, Casa VIP, Abissnet Internet Provider, American Style, Albanian Business Communication Center.

Endlich einmal ein albanisches Wort: Glücksspiel. Und dahinter: Club Monica. Aber Glücksspiele sind doch genauso verboten als das Betteln!

Tuttestetica (Haarmode für Sie), IfBR (Institut für Buchhaltung und Rechnungswesen – staatlich anerkannt), Poliklinik Prolife, Café zu den drei Pappeln, Taverna ΔAFNI, Café VIP, Fotoshop Kodheli, Arion Travel & Tour, Fashion Studio, Café Spirit and Mood, Stefanel, Boga & Associates – Attorneys at Law, Credins Bank, Rozafa Club, tirana leasing – member of piraeus bank group, Quest Albania – Computers & Telecom, Concord Travel & Tour, Prestige + Swiss, Euro Gold – Juweliere, Oris –

Mitsubishi Climat and Heating Systems, Topnet Internet-Café, Liburn caffè, Atelier L'arte della moda, Biancheri intime ...

Italienisch, Englisch, Griechisch – die meisten Worte versteht er nicht, „biancheri intime“ allerdings schon. Er möchte eintreten, doch der Laden ist geschlossen. Eine Schaufensterpuppe in Büstenhalter und hauchdünnem Schlüpfer schaut ihn verloren an. Er kann sich gar nicht mehr erinnern, wann er zum letzten Mal ein derart leicht bekleidetes weibliches Wesen gesehen hat. Auch wenn es bloß eine Puppe ist. Verwirrt geht er davon.

Roulette Mjellma, Roulette Jackpot, Il Cavaliere und dann eine Tür: „Hier versammelt sich die Kirche der evangelischen Brüder.“

Kirche? Ha, ha! Auch das noch! Was für ein grotesker Traum!

Endlich entdeckt er zwei kleine Villen, die ihm bekannt vorkommen. Verschwommen kommt die Erinnerung zurück. Nako Spiru war der erste Bewohner des einen Hauses, aber der hat bereits 1947 Selbstmord begangen. Nach ihm kam Tuk Jakova. Und nach Tuk? Nein, es fällt ihm nicht mehr ein ... Sejfulla Maleshova wohnte einige Zeit in dem anderen Haus, aber auch den hat sein Bannstrahl schon früh getroffen. Wer die Nachfolger waren, weiß er nicht mehr.

Die Villen stehen offensichtlich leer, eine ist sogar mehr als baufällig. Vor dem Grundstück steht ein riesengroßes Schild: eine Baufirma mit eigenartig klingendem Namen gibt bekannt, hier ein zehnstöckiges Büro- und Wohnhaus errichten zu wollen.

Er geht weiter.

American Global Capital Fund, Iliria Holding SA, AMC Shop, Coli's Galerie, Emporiki Bank ...

... Grand Hotel, Buddha Bar ...

Er ist wieder an seinem Ausgangspunkt angelangt, ohne den Eingang zum Park gefunden zu haben. Wenigstens sein eigenes Haus scheint noch so zu sein, wie es einmal war. Natürlich, wer würde auch schon wagen, sich daran zu vergreifen. Aber halt! Die alte Belloti-Villa sieht plötzlich ganz anders aus als früher.

Der linke Teil ist nicht in der gleichen Farbe gestrichen wie der rechte. Und es gibt jetzt zwei Eingänge. Wieso steht kein Wachsoldat davor? Über dem einen Hoftor steht „Lincoln School – Language & Computer Training – English, German, Spanish, Albanian“, über dem anderen „Bar Kent – Spanische Musik“.

Er wählt das erste Tor, durchquert den Hof und betritt eine Vorhalle. Ein paar Leute stehen an einer Theke und füllen Formulare aus. Was ist das hier? fragt er die junge Frau am Empfang. Eine private Sprachenschule, erwidert sie, wollen Sie jemand zu einem Kurs anmelden? Nein, danke. Er wendet sich ab und geht die Treppe hinauf. Offensichtlich ist hier renoviert worden, Fußböden und Türen sind neu. Da, das Schlafzimmer seiner Schwester Sania, die keinen Mann gefunden und deshalb bei ihm gelebt hat. Er drückt die Klinke nieder. Helle Mädchenstimmen schallen ihm entgegen: „The sun is bright. The moon is ... How is the moon?“ Eine grimmig aussehende Dame kommt durch den Flur geeilt und fordert ihn mit scharfer Stimme auf, den Unterricht nicht zu stören.

Er verläßt die Lincoln School und geht in die Bar Kent hinüber. Ein bebrillter Mann mit einem Notizblock in der Hand taucht neben ihm auf. Sie wundern sich wohl, was aus dem Haus geworden ist? Man mußte es teilen, weil die ursprünglichen Besitzer sich nicht einigen konnten. Aber das sind in Wirklichkeit arme Schlucker. Wirklich reich sind die dort drüben: einst superlinientreue Funktionäre der kommunistischen Jugend und heute Großkapitalisten. Der Herr über die beiden Bars besitzt eine mächtige Zeitung, einen Fernsehsender und führt überdies noch als Präsident einen Fußballverein. Bei der Reprivatisierung hat er durch Spekulationen Milliarden verdient. Aber ganz nach oben kam er, heißt es, weil er einen einflußreichen Politiker mit einem Dossier erpressen konnte. Die drei Brüder, denen das Grand Hotel gehört, sind mit viel Geld aus Italien zurückgekommen. Angeblich haben sie den Besitzer der beiden Bars verklagt, weil sein Hochhaus ihrem Hotel die Sonne wegnimmt. Fragen Sie mich besser nicht nach den Bewohnern der

Türme im ehemaligen Block: Menschenschmuggler, Rauschgift-händler, Zuhälter, korrupte Politiker. Die Appartements kosten ein Vermögen.

Was er von dem Mann mit der Brille zu hören bekommt, verwirrt den Diktator noch mehr als die Namen der Bars und Geschäfte. Er schaut hinüber zu seiner Residenz aus den sechziger Jahren. Sie scheint leerzustehen. Die Rolläden sind heruntergelassen. Weit und breit kein Wächter, kein Gärtner, keine Krankenschwester, kein Koch. Auch keiner seiner Enkel. Wo sind sie nur alle hin?

Das ist jetzt ein Gästehaus der Regierung, erklärt der bebrillte Mann mit dem Notizblock, der nicht von seiner Seite weicht, aber man bringt nur ganz selten jemand hier unter. Die meisten ausländischen Gäste haben Angst davor. Der argentinische Dichter Ernesto Sabato zum Beispiel weigerte sich entschieden, hier zu übernachten, wegen des „bösen Geistes“, der hier seiner Meinung nach herrscht.

Böser Geist? Was für eine Verleumdung! Noch nicht einmal im Traum lassen einen seine Feinde in Ruhe.

Er ist irgendwie erleichtert, als sein Blick auf das Haus seines getreuen Weggefährten Hysni Kapo fällt, das wie ein paar andere Villen in der Umgebung noch intakt zu sein scheint. Er ist im Block, keine Frage. Aber was hat man nur aus ihm gemacht! Ein einziges architektonisches Chaos! Wohntürme neben Villen im Stil der dreißiger Jahre. Ob Hysni Kapo wohl zu Hause ist? Er geht zum Eingang und liest „European Commission Office“. Und gegenüber, jenseits der Straße, am Haus des zu seinem Nachfolger bestimmten Ramiz Alia hängt ein Schild: „UNDP Office in Tirana“. Was soll das schon wieder heißen, UNDP? Und was hat die Weltbank in der ehemaligen Residenz des sowjetischen Botschafters zu suchen? Der gläserne Turm schräg gegenüber ist neu. „Skytower – Vodafon“ prangt in großen Lettern über dem Eingang.

Verwirrt wendet er sich um. Wieder so ein blaues Schild: „European Union Residence“. Hat hier nicht Liri Belishova ge-

wohnt? An der Fassade eines neueren Gebäudes daneben klebt eine Art mittelalterliches Ritterschild mit einem Kreuz darauf, und daneben ist zu lesen: „Neuapostolische Kirche. Gottesdienst jeden Sonntag. Gäste willkommen.“

Er wünscht sich nichts sehnlicher, als endlich aus diesem irr-sinnigen Traum zu erwachen. Was ist aus dem Tennisplatz geworden? Der muß sich dort befunden haben, wo jetzt das rot-kastanienbraun gestreifte Hochhaus steht. Manhattan Cowboy Pub, liest er. Manhattan Cocktail Bar. Manhattan Supermarkt. Das ist lächerlich. Aber er erwacht nicht.

Hinter dem Manhattan-Gebäude müßte sich eigentlich die Empfangsvilla Nr. 1 befinden, in der er sich nachmittags mit den übrigen Politbüromitgliedern zum Karten- und Billardspielen getroffen hat. Oder sie schauten sich Filme an, ehe diese ins Kino kamen. „Cäsar und Cleopatra“, daran erinnert er sich noch gut, hat er damals wegen eines allzu langen Kusses verbieten lassen. Eigentlich könnte es nichts schaden, sich nach so langer Zeit wieder einmal dort sehen zu lassen. Aber wo einst die Villa war, erhebt sich jetzt ein hoher Wellblechzaun. Auch hier wird gebaut.

Es ist Abend geworden. Wie kommen nur diese ganzen Leute in den Block? Es handelt sich dabei vorwiegend um auffällig angezogene junge Mädchen und Burschen. Die Röcke der Mädchen sind viel zu kurz, überdies läßt ihre Kleidung auch noch einen Teil des Bauches und des Rückens frei, wo gelegentlich sogar Tätowierungen zu entdecken sind. Vom Manhattan dröhnt eine gräßliche Musik herüber, es ist, als kreischten alle Teufel der Hölle gemeinsam ein Lied. Drinnen wird getanzt, wenn man diese merkwürdigen Verrenkungen überhaupt Tanzen nennen kann. Hat er dieses anstößige Gehopste nicht verbieten lassen? Man schreckt noch nicht einmal davor zurück, sich in aller Öffentlichkeit zu küssen. Nichts als Dekadenz, Entartung. Der Block scheint inzwischen ein einziges Bordell zu sein.

Er flüchtet. Aber die Gehsteige sind so voll, daß es kaum ein Vorankommen gibt . Gelegentlich weht ihm eine Parfümwolke in die Nase. So viel nackte Haut war in all den Filmen zusammen nicht zu sehen gewesen, die nach der Exklusivvorstellung für die Führung in der Villa Nr. 1 den Vermerk „ungeeignet für die Kinos“ erhalten hatten.

Er nimmt auf der Terrasse eines der vielen Cafés Platz. Am Nebentisch entdeckt er schon wieder die bebrillte Person mit dem Notizblock, die nun ins Gespräch mit einem jungen Mann vertieft ist. Der junge Mann, das schnappt er auf, bezeichnet sich selbst als Umweltschützer.

„Wir kümmern uns vor allem um die Heuschrecken. Euros haben wir jede Menge. Der Westen bezahlt alles. Vormittags sind nicht so viele Leute in den Cafés, meist nur Mitarbeiter der internationalen Organisationen und Bankangestellte. Aber abends trifft sich hier ganz Tirana.“

„Aha!“

„Weißt du, hier ist etwas los, hier gibt es tolle Lokale, deshalb kommen alle her. Das ist einfach in, verstehst du. In dieser Straße hier geht am meisten ab, hier wird Parade gelaufen. Du siehst ja die ganzen supersexy Mädchen mit den nackten Bäuchen. Die Terrasse des Café Capriccio, wo wir sitzen, ist die Tribüne. Hier lauern die Jäger auf ihre Beute. Geschäftsleute aller Sorten. Zuerst laden sie die Mädchen zu einem Gin Tonic ein, dann geht es ab in die Luxuskarossen, die du hier überall herumstehen siehst. Die ganzen Gören hier laufen mit fünfhundert Euro teuren Handys herum.“

Das bekannteste Lokal ist die Pravda Lounge. Zuvor hieß es Kahlua. Dort blühte das Geschäft mit den Frauen. Der Eingang war rot gestrichen. Es gab einmal einen Zwischenfall. Der Sohn des Generalsekretärs der früheren kommunistischen Partei, der bis dahin vor allem dadurch aufgefallen war, daß er mit einem vierzigtausend Euro teuren Geländewagen in der Stadt spazierenfuhr, zog betrunken eine automatische Pistole und schoß einen Nebenbuhler an. Danach wechselte das Lokal den Besitzer

und wurde umgetauft, die Klientel blieb aber die gleiche, auch wenn der Eingang nun weiß gestrichen war. Der nächste Skandal ließ nicht lange auf sich warten. In den Zeitungen stand zu lesen, ein mit AIDS infizierter Barman habe sein Blut in Getränke gemischt. Der Besitzer beteuerte, das sei nur ein von der Konkurrenz lanciertes Gerücht, aber das rettete ihn nicht vor der Pleite.

Dort drüben, im Fora, gibt es Karaoke. Aber wenn du es ruhiger haben willst, dann findest du auch noch genug andere Straßen, wo ...“

Bar Rex. War das früher nicht einmal das Haus des Verteidigungsministers? Ja, natürlich. Und der Mann, der dort sitzt, sieht aus wie dieser. Aber das Alter stimmt nicht, das muß sein Sohn sein. Und schon wieder dieser Kerl mit der Brille und dem Notizblock. Verfolgt der mich?

Er hört den Bebrillten zu dem Sohn des Verteidigungsministers sagen: „Weißt du, Ladi, ich schreibe gerade etwas über den Block. Du bist hier aufgewachsen und kennst dich aus. Erzähl mir, wie es damals war.“

„Was soll ich erzählen? Also, in den fünfziger Jahren lebten auch die ganzen Russen hier im Block. Das jetzige Gebäude der Weltbank war die Residenz des russischen Botschafters. Wo heute der Skytower ist, hatten die Botschaftsangestellten ihre Wohnungen. Wir lieferten uns ständig Schlachten mit den russischen Kindern. Damals gab es auch noch ein Stück normaler Stadt hier drinnen, in einem Teil der Häuser wohnte das Dienstpersonal des Blocks, die Köche, Dienstmädchen, Fahrer, Leibwächter mit ihren Familien. Die Leute waren arm, aber ihre Sprößlinge die tapfersten Soldaten unserer Armee, wenn es gegen der Russenkinder ging.

Dann verließen die Sowjets das Land, das Dienstpersonal wurde ausquartiert, und die Straßen im Block waren auf einmal so leer, daß die Pappelwolle, wenn sie zu fliegen anfang, zentimeterdick darauf herumlag. Es machte uns Spaß, Streichhölzer

an Flocken zu halten und ihnen nachzuschauen, wenn sie brennend davonflogen. Einmal bückte ich mich, um eine Flocke aufzuheben, und als ich mich wieder aufrichtete, stand ein Mann mit einer Schirmmütze auf dem Kopf vor mir. Mehmet Shehu persönlich! ‚Rotzlümmel‘, brüllte er, und ich nahm meine Beine in die Hand.“

„Hast du auch Enver Hoxha manchmal zu Gesicht bekommen?“

„Selten, und wenn, dann nur von ferne. Sogar seine Kinder, mit denen ich befreundet war, hielten ihn für so etwas wie einen Gott. Sie redeten über ihn nie wie über einen Vater.“

Der Diktator schaut empört auf, schließlich ging es um seine Familie. Doch seltsamerweise hat der Mann mit der Brille inzwischen eine neue Gesprächspartnerin, eine gebeugte alte Frau, die er sofort erkennt: Liri Belishova.

Der Bebrillte steckt seinen Notizblock ein.

„Liri“, sagt er, „bei unserer letzten Unterhaltung hast du mir erzählt, wie der Block entstanden ist. Mir sind da noch ein paar Fragen geblieben. Zum Beispiel, war es damals schwierig für euch, an die Häuser zu kommen?“

„Ehrlich gesagt, überhaupt nicht. Wir verstaatlichten sie einfach. Die Villen betrachteten wir nicht als unseren persönlichen Besitz. Am Anfang fühlten wir uns sogar ziemlich komisch darin, schließlich man hatte uns dauernd vorgebetet, das Kollektiv sei alles. Als wir zum ersten Mal ein Gehalt bekamen, waren wir richtig irritiert. Aber wie das so ist mit Privilegien, man gewöhnt sich schnell daran, und am Ende konnten die meisten nicht genug davon bekommen.“

„Warum habt ihr es zugelassen, daß Enver Hoxha derart mächtig wurde?“

„Dafür gibt es wahrscheinlich eine ganze Reihe von Gründen, aber vor allem eines muß man sehen: Aus dem Krieg hatten wir mitgebracht, daß jeder aus Gründen der Konspiration nur wissen darf, was ihn direkt betrifft. Das war uns mit der Zeit in Fleisch und Blut übergegangen. Wir fragten nie nach Dingen,

die uns, wie wir glaubten, nichts angingen. Befehle, die von oben kamen, waren zu befolgen, fertig, aus. Genosse Enver stand ganz oben, es war seine Aufgabe, alles zu wissen.

Aber ich habe auch eine Frage an dich. Kannst du mir sagen, wieso die ganzen Leute freiwillig an diesen verfluchten Ort kommen?"

„Darüber zerbreche ich mir auch manchmal den Kopf. Wahrscheinlich aus genau dem gleichen Grund, aus dem ihr euch damals das Viertel ausgesucht habt. Insgeheim wolltet ihr so sein wie die ehemaligen Eigentümer dieser Villen, reich und mächtig, und die Leute hier wollen so sein wie ihr damals. Die Generation der über Fünfzigjährigen verabredet sich immer noch ‚vor Envers Villa‘. Die heute Vierzigjährigen, die fünfundzwanzig waren, als der Kommunismus zusammenbrach, und danach ins große Busineß einstiegen, treffen sich vor der Amerikanischen Bank oder gleich in den Büros der Weltbank. Für die Jüngeren sind nur die Bars und Cafés interessant. Aber der Block bleibt der Block. Was die Leute anzieht, ist die Geschichte von Macht, Reichtum und Luxus.“

Nun ist es klar, wir befinden uns in der Zukunft, denkt der Diktator. Sonst würden nicht alle von uns reden, als gehörten wir der Vergangenheit an. Er kann sich nicht länger beherrschen und ruft zum Nebentisch hinüber:

„Wer bist du überhaupt, daß du glaubst, du hast das Recht, die Leute nach mir auszufragen? Und was sollen diese ganzen Notizen? Raus aus dem Block! Gardisten, schafft ihn weg!“

Niemand erscheint. Wieso erwacht er immer noch nicht aus seinem Traum?

„Schreien Sie hier nicht herum. Und hoffen Sie nicht, daß Sie so leicht aus Ihrem Traum herauskommen. Ich bin es nämlich, der Sie hier auftreten läßt, Sie sind bloß ein Gespenst, das ich aus dem Grab geholt habe, weil ich an einem Beitrag für ein Buch arbeite, das ‚Last & Lost‘ heißen soll.“

„Um was geht es dabei?“

„Darum, das Nichts und den Tod herauszufordern. Aber nicht auf deine Weise.“

Der Diktator löst sich in Rauch auf.

Aus dem Albanischen von Joachim Röhms

in: Katharina Raabe/Monika Sznajderman (Hrsg.):
Last & Lost. Ein Atlas des verschwundenen Europa
Suhrkamp Verlag 2006